

Beinfreiheit

Ich bin in glitzernde Wärmefolie eingewickelt, trage Handschuhe, eine Fellmütze und habe ein Lammfell um meinen linken Oberschenkel gebunden. Unter dem aufsteigenden Nebel sehe ich aus wie ein Hunnenkönig, nicht wie ein Staatsdiener mittleren Alters.

Wenn alles nach Plan verläuft, werden Sie diesen Brief nicht lesen. Falls Sie ihn doch in den Händen halten, können Sie ihn als Abschiedsbrief nach meinem unfreiwilligen Suizid betrachten. Es gibt nichts zu entschuldigen.

Das erste Mal geschah es, als ich sechs Jahre alt war. Ich wachte auf und sah das dünne Bein aus der Bettdecke lüken. Ich hielt es für das Bein einer der Puppen meiner Schwester, also richtete ich mich auf und schob es mit Kraft davon. Dieser Fremdkörper schien Signale an mein Hirn zu senden, sein Schmerz war mein Schmerz, doch war es nicht mein Bein.

Ich lief zu meiner Mutter und erklärte, dass dieses Bein nicht zu mir gehören würde, dass das rechte Bein ab der Mitte des Oberschenkels nicht Teil von mir wäre und ich es dringend loswerden müsse. Meine Mutter war irritiert, aber ich lies mich nicht abbringen: Dieses scheußliche Bein war nicht Ich, auf den ersten Blick mochte es aussehen wie das linke, aber es war ganz klar nicht mein Bein. Mutter wurde wütend und so stieg im Alter von sechs Jahren ein Gefühl in mir auf, das mich nie mehr verlassen sollte: Scham. Es war mein Sündenfall, nie wieder sollte ich unschuldig sein.

Bereits in dem Jahr vor jenem Vorfall hatte ich eine Faszination für das falsche Bein unseres Schneiders Herrn Stefano entwickelt. Im Nachhinein war es wohl Neid; damals konnte ich schlichtweg nicht aufhören ihm dabei zuzusehen, wie er mit seinem Bein umherlief, wie er sich bückte und das Bein von sich streckte, wie er seine Hose über das falsche Knie schob, wenn er aufstand. Wie ein Tänzer, schien er einer Choreografie zu folgen, die nur ihm möglich war. Ich begann so zu tun, als könne ich mein rechtes Bein nur hinter mir her schleifen, als müsse ich meine Hände nutzen, um es im Sitzen anzuwinkeln. Meine Mutter, stets bedacht auf Umgangsformen, untersagte mir dieses „Getue“, aber ich konnte nicht stoppen. Wann immer ich allein in meinem Zimmer war, behandelte ich mein rechtes Bein wie eine Prothese.

Bis zur Mitte des Oberschenkels, und ich konnte es stets auf den Zentimeter genau festlegen, war es mein Bein, das so sehr zu mir gehörte, wie meine Arme und Augen. Abwärts dieser Linie war es ein Fremdkörper, der gegen meinen Willen schon vor meiner Geburt an mir befestigt worden war. Es war so fremd, als wäre ich mit einem Toaster oder

einer Aktentasche verwachsen. Mit den Jahren wuchs der Neid auf Menschen wie Herrn Stefano. Mir ist bewusst, dass die meisten Amputierten meinen Wunsch nach ihrer Behinderung für anmaßend halten. Aber immer, wenn ich einen von ihnen, einen von uns, sah, krampfte sich mein Magen vor Neid zusammen. Sie durften sein, wer sie sind, während ich nur ein Simulant war, vermeintlich ein Irrer, der sich nachts in seinem Kinderzimmer sein Bein abband.

Ich bin nicht verrückt. Das wusste ich schon damals. Ich war und bin ein geistig gesunder Mann, ein steuerzahlendes, engagiertes Mitglied der Gesellschaft. Mein Wunsch nach Amputation war kein Hilfeschrei, kein Wunsch nach Aufmerksamkeit, sondern schlichtweg das Bedürfnis ich selbst zu sein. Ich selbst, mein Selbstbild, war ein einbeiniger Mann und das Bild im Spiegel konnte dem nie genügen. Ich gab mir Mühe dem Gefühl auszuweichen. Solange ich saß, war dies leichter und als fleißiger Schüler und später Jurastudent, saß ich viel. Doch sobald ich aufstand, war ich schmerzhaft erinnert, dass zwischen meinem Selbst und meinem Aussehen eine Lücke klaffte. Sport war mir ein Graus, so auch Geschlechtsverkehr oder ein simpler Waldspaziergang — jede Form von Körperlichkeit erinnerte mich an Es, dieses Bein, das nicht mein Bein war. Ich wurde depressiv, dann wütend, erwog schon damals mich auf die Gleise zu legen und es los zu werden, aber wie würde ich es erklären? Wer würde mir glauben, dass es sich nicht um einen Selbstmordversuch handelte? Wie sollte ich jemals das Amt eines Richters bekleiden, wenn mir der Ruf eines gescheiterten Selbstmörders vorauseilte?

Ich war 29 Jahre alt, als ich zum ersten Mal einen Namen dafür fand. Der Leidensdruck war unerträglich und auch mein Prädikatsabschluss und meine junge Ehe konnten mich nicht darüber hinwegtäuschen, dass ich unter all dem offensichtlichen Erfolg meines Lebens fundamental unglücklich war. All dies trug sich vor der Zeit des heutzutage nicht mehr wegzudenkenden Internet zu. Ich konnte meine Symptome nicht in eine Suchmaschine eingeben, mir einen Wikipedia-Artikel durchlesen oder Bücher zum Thema bei Amazon bestellen. So war es reines Glück, dass ich mich eines Tages im Wohnzimmer eines befreundeten Psychiaters wiederfand und in einer Fachzeitschrift blätterte. Da war es: Ein kurzer Artikel zu BIID, der mein Leben verändern sollte. BIID: Body Integrity Identity Disorder. Sie können sich meine Erleichterung nicht vorstellen. Es hatte einen Namen. Und wichtiger: Ich war nicht allein.

Wir sind wenige. Es lohnt sich nicht Forschungsgelder zu investieren oder Selbsthilfegruppen zu gründen. Aber es existierte ein verhaltenes Wir und das war das größte Geschenk meines Lebens. Es gab ein Wir und wir waren nicht verrückt.

Es wird angenommen, dass es sich bei BILD um eine Fehlfunktion im Hirn handelt. Vermutlich gehört der unerwünschte Körperteil bei uns Betroffenen nicht zu der inneren Karte, die unser Hirn von unseren Körpern zeichnet. Dies entsprach meiner Wahrnehmung. Sowieso bin ich ein typischer BILD-Leidender, oder besser gesagt: typisch in meiner Untypischkeit. Wie andere Betroffene bin ich ein gesunder, produktiver, sozialkompatibler Mensch. Wie bei anderen Betroffenen begannen meine Symptome in der Kindheit, auch typisch ist mein intensives Studium der Leben von tatsächlich Amputierten und mein Hang zum sogenannten „pretenden“, welches sich im Gebrauch von Krücken und Rollstühlen, sowie im Abbinden von Beinen oder Armen äußern kann.

Noch eins erfuhr ich aus dem Artikel: In einhundert Prozent der berichteten Fälle sind alle Krankheitssymptome verschwunden, sobald die gewünschte Behinderung erreicht ist. Es sollte mich noch über 20 Jahre kosten, diese Information zu einer Tat zu machen.

Es war leicht an Trockeneis zu kommen. Dank seiner potenziell tödlichen Wirkung hielt ich es für schwer zu beschaffen, aber wie alles heute, lässt es sich einfach im Internet bestellen. 6,5 Kilo für 29,95 Euro. Drei Mausklicks und meine Kontodaten. Lieferung per Versand innerhalb von 24 Stunden.

Bis jetzt läuft alles nach Plan. Karin und die Kinder sind zu Besuch bei meinen Schwiegereltern. Ich habe das Trockeneis in einen großen Eimer gefüllt; das Eis hat eine Temperatur von minus 78,6 Grad, und ich musste im Keller nach Skihandschuhen suchen, um es ohne Probleme zu berühren. Daraufhin habe ich das rechte Bein in den Eimer gestellt und es so gut wie möglich in Trockeneis gebettet. Wenn alles so verläuft, wie ich es mir ausmale, werden sich im Laufe der nächsten Stunden Eiskristalle in den Zellen des Beines formen. Daraufhin hört das Blut auf zu fließen und das Bein beginnt abzusterben. Um sicher zu gehen, habe ich vor, fünf Stunden auszuhalten, ehe ich den Krankenwagen rufe — den Schlüssel zum Haus habe ich unter der Fußmatte platziert. Im Krankenhaus werden sie versuchen mein Bein zu retten, aber laut meiner Berechnungen wird es zu spät sein, sodass ihnen keine andere Wahl bleibt, als es zu amputieren.

Bis jetzt fühle ich nur ein Stechen, Kälte und Vorfreude. Ich werde sein, wer ich bin: Ein Mann mit einem gesunden linken Bein und einem gesunden rechten Stumpf.

Wie ich mich auf den Stumpf freue. Ihn anzufassen, ihm ein sockenähnliches Kleidungsstück überzustülpen, ihn abends wieder ausziehen und über ihn zu streichen.

Falls etwas schief geht, falls mein Herz der Kälte nicht stand halten kann, soll dieser Brief auch Zeugnis einer veralteten Vorstellung von medizinischer Hilfe sein. Geht es wirklich um „gesund“ oder „krank“? Oder geht es nicht viel mehr darum, Leiden zu mindern? Ist es

wirklich unethisch, ein gesundes Bein zu amputieren, wenn dem Patienten dadurch sein Leid genommen wird?

Ich hoffe, dass ich dieses Schreiben verbrennen kann, sobald der Krankenwagen unterwegs ist – ich habe mir eine Keramikschale und ein Feuerzeug für den Zweck bereitgelegt. Sollten Sie dies lesen, bin ich gestorben, aber gestorben bei dem Versuch, endlich mein richtiges Leben zu kreieren. Ich klinge pathetisch, aber so fühle ich mich. Pathetisch, in übertriebener Weise feierlich. Dieser Tag ist ein Festtag. Meine Vorfreude, meine Ungeduld und das Stechen werden stärker. Die erste Stunde ist vorüber. Der Rest ist Warten.